

Philologie, Geschichte und Archäologie in Indien.

Vortrag gehalten auf dem Fünften Deutschen Orientalistentag.

Von Heinrich Lüders.

Für den deutschen Indologen hat der Ort, an dem sich in diesem Jahre zum fünften Male die deutschen Orientalisten versammelt haben, eine ganz besondere Bedeutung. Hier in Bonn wurde bei der Wiedereröffnung der Universität im Jahre 1818 der erste deutsche Lehrstuhl für Sanskrit begründet und August Wilhelm von Schlegel übertragen. Die Regierung tat zur Förderung dieser ersten Pflanzstätte der Indologie noch mehr; sie stattete die Universitätsdruckerei mit Typen für den Druck von Sanskrittexten in Originalschrift aus, die später auch Bopp für die Berliner Akademie erlangte. Goethe urteilte damals: „Ein großes und beinahe unausführbares Unternehmen scheint mir das einer Sanskritdruckerei am Rheine; deshalb ist es jedoch um so respektabler; Indus und Ganges mögen ihren Segen dazu erteilen“.

Nun, Indus und Ganges ließen es in der Tat geschehen, daß Sarasvatī, die Göttin der heiligen Rede, von ihren Ufern auszog, um auch in deutschen Landen sich einen Sitz zu bereiten. Zu den Zuhörern Schlegels gehörte 1819 und 1820 auch Heinrich Heine, der allerdings nur Schlegels germanistische Vorlesungen besuchte. Er bewunderte Schlegel damals ebenso sehr, wie er ihn später verspottete. Er feierte ihn in Sonetten als den Mann, der unermüdlich Schätze aus der ganzen Welt zusammengeschleppt habe, sogar zu Brahmas Heiligtum gedrungen sei und Perlen aus dem Ganges haben wollte, und in einer Anmerkung dazu bemerkt er: „Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus jahrein

auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank usw. sind unsere jetzigen Ostindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien sein“. Für Bonn wenigstens sollte sich diese Prophezeiung alsbald erfüllen. Als Schlegel zum ersten Male im Sommersemester 1822 Anfangsgründe des Sanskrit las, saß zu seinen Füßen Lassen, der, obwohl Norweger von Geburt, sein Leben lang auf deutschem Boden wirkte und hier in Bonn, als Nachfolger Schlegels, seine Indische Altertumskunde schrieb, das monumentale Werk, das die Ergebnisse der ersten Periode unserer Philologie zusammenfaßte und abschloß.

Es lag in den politischen Verhältnissen begründet, daß sich der Aufbau der indischen Philologie in Deutschland außer allem Zusammenhang mit den indischen Gelehrten vollzog. Die Pioniere der indischen Altertumswissenschaft englischer Nationalität, Wilkins, Sir William Jones, Colebrooke, Wilson, Prinsep, sie alle trieben ihre Studien im Lande selbst, unterstützt von den einheimischen Pandits. Den deutschen, und ebenso übrigens auch den französischen Sanskritisten, war diese Quelle der Erkenntnis verschlossen; sie konnten nur aus literarischen Werken schöpfen, die zunächst quantitativ dürftig genug waren. Schon Bopp plante zwar eine Reise nach Indien, aber der erste deutsche Indologe, dem es vergönnt war, in Indien selbst zu studieren, war Haug, dem 1859 eine Professur für Sanskrit in Poona übertragen war. Sieben Jahre später folgte ihm Kielhorn und schon 1863 war Bühler an das Elphinstone College in Bombay berufen. Durch Bühler und Kielhorn ist es erst zu einer wirklichen Durchdringung und gegenseitigen Befruchtung westlicher und einheimischer Gelehrsamkeit gekommen. Beide haben stets rückhaltlos anerkannt, wie viel sie der Hilfe und Unterweisung der Pandits bei ihrer Arbeit verdanken. Andererseits haben sie erst die einheimische Gelehrtenwelt mit geschichtlicher Auffassung und den kritischen Methoden, wie sie im Laufe des 19. Jahrhunderts im Westen ausgebildet waren, vertraut gemacht. Das war den Männern,

die bis dahin in Indien gewirkt hatten, nicht möglich gewesen, weil sie selbst nicht Philologen oder Historiker im eigentlichen Sinne waren, auch nicht Gelegenheit hatten, als Lehrer durch Unterricht zu wirken. Sir Charles Wilkins kam als "writer" im Zivildienst der Ostindischen Kompagnie nach Indien. Sir William Jones war Puisne Judge of the Supreme Court zu Fort William in Bengalen, Wilson gehörte zunächst dem Medical Service an und war später Wardein an der Münze in Calcutta, Prinsep war sein Nachfolger in dieser Stellung. Nur Colebrooke ist einige Jahre Professor des Sanskrit am College von Fort William gewesen, aber auch nur im Nebenamte. Er war Mitglied des Obersten Appellationsgerichtshofes in Calcutta und unter Lord Minto Mitglied des Council.

Die einheimische Gelehrsamkeit konnte, als jene Engländer mit ihr bekannt wurden, auf eine vieltausendjährige Vergangenheit zurückblicken. Sie war am Veda, der Sammlung der ältesten heiligen Schriften, erwachsen. Diese ganze gewaltige Literatur wurde jahrhundertlang mündlich überliefert. Wann der erste vedische Text aufgezeichnet worden ist, wissen wir nicht, wohl aber können wir feststellen, daß wenigstens die Sammlung des Rgveda, der ältesten Lieder, mit der größten Sorgfalt überliefert ist. Uns fällt es schwer zu begreifen, wie das menschliche Gedächtnis ausreicht, diese ungeheuren Textmassen zu bewahren. Noch erstaunlicher erscheint es uns vielleicht, daß die Sammlung, Ordnung und Fixierung ohne die Hilfe der Schrift erfolgen konnte. Aber wir hören nichts davon. Die Schrift war um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. sicherlich in Indien bekannt; die Differenzierung, die sie um diese Zeit in den Inschriften des Aśoka in den verschiedenen Teilen Indiens aufweist, beweist, daß sie schon geraume Zeit gebräuchlich gewesen sein muß. Aber in der älteren Zeit scheint sie nur für die Bedürfnisse des Verkehrs, nicht für die Niederschrift literarischer Werke benutzt zu sein. Daß die mündliche Überlieferung auch umfangreicher Texte möglich ist, wird durch die Rivalen der Brahmanen, die Buddhisten, bestätigt. Auch der buddhistische Kanon soll zunächst jahrhundertlang mündlich überliefert worden sein und erst im

ersten Jahrhundert v. Chr. unter dem singhalesischen König Vaṭṭagāmani schriftlich fixiert sein. Wir haben keinen Grund diese Angaben zu bezweifeln. Aus den kanonischen Texten der Buddhisten lernen wir das Leben der Mönche bis in alle Einzelheiten hinein kennen; niemals ist von Lesen und Schreiben der Texte, von Manuskripten oder Schreibutensilien in den Klöstern die Rede. Für den Fall, daß ein Text verloren zu gehen drohte, wird vorgeschrieben, daß ein Mönch zur benachbarten Gemeinde gehen, den Text auswendig lernen und wieder zurückkehren solle. Charakteristisch ist, daß ein Mann von ausgebreitetem Wissen, nicht ein „belesener“ Mann genannt wird, sondern *bahuśruta*, „einer der viel gehört hat“, und daß jeder Sutrertext mit der Formel eingeleitet wird: „So habe ich gehört“. Freilich darf man, um die Gedächtnisleistung der sogenannten Vedis, der „Vedawisser“, richtig zu beurteilen, nicht außer acht lassen, daß sie die Texte wohl bis auf den letzten Akzent richtig zu rezitieren wissen, aber von dem Inhalt so gut wie nichts verstehen. Sie sind eben nichts weiter als wandelnde, lebende Textbücher. Diese Klasse von Leuten ist jedenfalls in früheren Zeiten viel zahlreicher gewesen als heute, aber auch heute, wo fast jeder vedische Text gedruckt ist, sind sie noch nicht ausgestorben. Als ich mit meiner Frau in Begleitung einiger indischen Freunde in Conjeeveram war, führte uns der Oberpriester des Ekāmbara-nāth-Tempels zunächst in festlichem Zuge unter Vorantritt von Musik durch eine Anzahl der herrlichen Tempel, die die alte Hauptstadt der Pallavas schmücken. Für die Mittagsstunde, die wir in dem Zimmer eines leerstehenden Hauses verbrachten, hatte uns der liebenswürdige Mann dann einen besonderen Genuß bereitet. Von zwei jüngeren Brahmanen begleitet, rezitierte er Taittiriya- und Ṛgvedasamhitā, wobei er sich behaglich der Oberkleidung entledigte, und als er unsere Freude an dem Dargebotenen bemerkte, ließ er noch einen andern Brahmanen kommen, der Gesänge aus dem Sāma-veda vortrug, deren Wohlklang nur dadurch etwas beeinträchtigt wurde, daß der Vortragende völlig heiser war. Derartige Vedarezitationen finden in Conjeeveram in regelmäßigen

Zeitabständen im Śrīdevarājasvāmi-Tempel statt und bei großen Festen sollen sich bis zu 1000 der Aiyangar Brahmanen dazu einfinden. Ich möchte übrigens meinem Priesterfreunde kein Unrecht tun und behaupten, daß auch er nichts von dem Texte, den er rezitierte, verstanden habe; er sprach jedenfalls ausgezeichnet Sanskrit, die einzige Sprache, in der wir uns verständigen konnten. Sicherlich stehen unter den Vedakennern, was das Verständnis der Texte betrifft, die sogenannten Yājñikas auf einer höheren Stufe, d. h. diejenigen Brahmanen, die vedische Ritualtexte auswendig lernen und darnach noch heute vedische Opfer verrichten. Als wir in Madras einen Nachmittag in dem Hause des Sir Śivasvāmi Aiyar zubrachten, hatte unser Wirt zwei Brahmanen bestellt, die das Śrautasūtra des Āpastamba rezitierten und erzählten, daß sie wiederholt auch Śrauta-Opfer nach den Vorschriften dargebracht hätten. Die Kenntnis des vedischen Rituals und seiner Texte ist im Laufe der Zeit wohl zurückgedrängt worden, aber sie ist nicht verschwunden. In Poona, der einstigen Hauptstadt der Peshwas im westlichen Indien, versucht man das Studium der vedischen Ritualtexte zu beleben, wobei weniger philologisch-historische als praktische Gesichtspunkte maßgebend sind. Man hat in Verbindung mit dem New Poona College einen Mīmāṃsāvidyālaya errichtet, der dem theoretischen und praktischen Studium der Opferwissenschaft dient. Der Besucher betritt zunächst einen kleinen Hof, wo in langen Reihen Kuhfladen, zu Kugeln geformt, trocknen, die bestimmt sind, die Opferfeuer zu unterhalten. An einer Seite ist Kuśa-gras angepflanzt, das zur Bereitung der Opferstreu dient. In einem Verschlage steht samt ihrem Kalbe die Kuh, die die Milch für die Opfer liefert. In der Mitte des Platzes erhebt sich die Agnīśālā, das Feuerhaus, mit seinen vier Altären, ein Raum, der natürlich von einem Nicht-Hindu nicht betreten werden darf. Wir durften nur durch die Fensteröffnungen hineinblicken. In einem Nebenraum ist eine Sammlung von Opfergeräten untergebracht, genau nach den Vorschriften angefertigt, die vollständigste, die ich je gesehen. Die Sammlung dieser Geräte ist verkäuflich, und es ist schade, daß der

enorm hohe Preis, der dafür gefordert wird, es unmöglich macht, sie für indologische Seminare in Deutschland zu erwerben. Das Institut befaßt sich auch mit dem Druck der einschlägigen Literatur, und der Brahmane, der uns herumführte, überreichte mir zum Abschied schön in Schwarz- und Rotdruck ausgeführte Pläne für die Herstellung der oft sehr komplizierten Opferaltäre. In dem Institut werden auch praktisch die vedischen Opfer ausgeführt und bei einem zweiten Besuche durften wir der Verrichtung eines abendlichen Agnihotra beiwohnen. Niemals vielleicht ist mir der eigenartige konservative Zug, der das indische Geistesleben beherrscht, so stark zum Bewußtsein gebracht worden als an jenem Abend, da ich den Brahmanen, in sein rituelles Gewand gehüllt, vor den flackernden Feuern die Mantras rezitieren und die Zeremonien verrichten sah in denselben Formen, wie sie vor tausenden von Jahren festgesetzt wurden. Es wäre ganz falsch von einer geistigen Starrheit des indischen Lebens zu sprechen; im Gegenteil, eine Überfülle von Ideen sind im Wandel der Zeiten indischem Boden entquollen. Aber das Alte, mag es auch eine zeitlang in den Hintergrund gedrängt werden, es stirbt nicht; es bewahrt seinen Platz neben dem Neuen, und das schafft diese oft verwirrende Fülle der Linien in dem Gesamtbilde indischen Lebens, das meines Erachtens für uns nur auf dem Wege historischer Betrachtung zu klären ist.

Wenn man jetzt so eifrig an der Wiederbelebung des Studiums und der praktischen Betätigung der vedischen Opferwissenschaft arbeitet, so hängt das, wie mir scheint, auch mit dem Erstarren des Nationalgefühls zusammen. Man betont stärker die eigne Kultur, deren Wurzel in Indien mehr als in jedem andern Lande die Religion ist. Ich habe auch sonst beobachten können, wie bisweilen gerade Hindus der höheren Schichten, die durch längeren Aufenthalt in Europa und durch die Beherrschung oft mehrerer europäischer Sprachen völlig mit westlichen Anschauungen vertraut, aber ausgesprochen national gesinnt waren, gefissentlich ihre Orthodoxie zur Schau trugen. Auch im buddhistischen Gebiete tritt Ähnliches zutage. Ein kleiner Zug mag das illustrieren. Der treffliche

und ungewöhnlich gut unterrichtete Fahrer, der uns in seinem Auto durch die Urwälder Ceylons führte, stammte aus einer christlichen Familie; er selber war aber wieder zum Buddhismus übergetreten und seine Äußerungen über diesen Religionswechsel ließen erkennen, daß er darin weniger eine Glaubenssache als eine Prestigefrage sah.

In den ältesten Zeiten war der Vedi der einzige Träger der Wissenschaft gewesen — wenn man diesen Namen für das Wissen der Zeit gebrauchen darf. Seit dem Beginn des indischen Mittelalters begann aber die Wissenschaft sich mehr und mehr vom Veda zu lösen; es bildeten sich die selbständigen Fachwissenschaften, die Sprachwissenschaft und Poetik, die Philosophie, die Rechts- und Staatswissenschaften, Astronomie und Medizin. Die Träger dieser Wissenschaft waren die Śāstris oder Paṇḍits. Der Unterricht beruhte, ebenso wie bei den Vedis, auf dem Ein-Lehrer-System. Ein Gelehrter versammelte eine Anzahl junger Leute um sich und unterwies sie in dem Sāstra, dem Wissenszweige, dessen Studium er sich gewidmet hatte. Die Schüler lebten in seinem Hause und standen während ihrer Studienzeit völlig unter seiner Leitung und Aufsicht. Der Unterricht wurde nicht fest bezahlt, doch war es üblich dem Lehrer beim Abschluß des Studiums nach Vermögen eine *gurudakṣiṇā*, ein Geldgeschenk, zu überreichen. Im übrigen war der Lehrer für seinen Unterhalt auf die Gaben angewiesen, die der Fürst des Landes oder wohlhabende Gönner ihm zukommen ließen, und das Mäzenatentum versagte im allgemeinen nicht. Fürsten, die besonders für die Wissenschaft interessiert waren, liebten es aber auch, eine größere Anzahl von solchen Lehrern entweder zeitweilig oder dauernd an einem Orte zu versammeln, zumal da dadurch eine Gelegenheit zu den in Indien stets sehr beliebten Disputationen gegeben war. Im Beginn unserer Zeitrechnung war Taxila ein solcher Sitz der Gelehrsamkeit geworden. An der eigenartigen Bauweise der Häuser glaubt man in einem Teile der heute wieder aufgedeckten Stadt das Universitätsviertel zu erkennen. Andere Zentren wie Mithilā oder Nabadvīp, der Geburtsort des berühmten Vaiṣṇava Reformators Caitanya, haben den Ruhm

ihrer Sanskritschulen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Private Mildtätigkeit schuf solche Schulen vielfach auch in Verbindung mit Tempeln und Mathas, und an besonders heiligen Stätten, wo zahlreiche Scharen von Pilgern zusammenströmten und die Gaben daher reichlich flossen, entwickelten sie sich zu großer Blüte; so sind vor allem die Sanskritschulen von Benares entstanden. Ganz ähnlich in Ursprung und Gestaltung war übrigens auch die höhere Erziehung der Muhammedaner in Indien. Schulen, durch staatliche oder private Mittel unterstützt, wurden mit den Moscheen verbunden und manche von ihnen wie die von Gopāmau und Khairābād in Oudh oder Jaunpur in der Nähe von Benares, zogen Schüler nicht nur aus ganz Indien, sondern auch aus Afghanistan und Bukhara an.

Das indische Unterrichtssystem hatte unzweifelhaft gewisse Nachteile. Der Schüler steht zu dem Lehrer in einem unbedingten Abhängigkeitsverhältnisse; so wird ein Autoritätsglaube großgezogen, der die freie Entfaltung eigener Forschung und den Fortschritt der Wissenschaft erschwert. Charakteristisch für die indische Auffassung ist eine kleine Geschichte in der Chāndogya-Upaniṣad. Da wird erzählt, wie der junge Satyakāma Jābāla in tiefer Waldeinsamkeit die Erkenntnis des Brahman erlangt. Poetisch wird das als eine Offenbarung hingestellt, die ihm durch einen Stier, das lodernde Feuer, eine Wildgans und einen Tauchervogel zuteil wird. Er kehrt zu seinem Lehrer zurück, der aus seinem strahlenden Aussehen schließt, daß er das Brahman erkannt habe, und ihn fragt, wer ihn denn unterwiesen habe. „Andre als Menschen“, ist die Antwort, „aber ich wünsche, daß der Ehrwürdige mir es kund tue. Denn ich habe von Leuten, die dem Ehrwürdigen gleichen, gehört, daß, von dem Lehrer erlernt, die Wissenschaft den geradesten Weg geht“. „Da“, heißt es, „tat der Lehrer ihm ganz dasselbe kund. Dabei wich nichts ab“. Deutlich kommt hier zum Ausdruck, daß nur das vom Lehrer übermittelte Wissen Geltung hat.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß bei dieser Unterrichtsart eine starke Spezialisierung eintritt. Da der Lehrer im allgemeinen nur in einem Śāstra, einem Wissenszweige, Bescheid

weiß und unterrichtet, fehlt der befruchtende Einfluß benachbarter Disziplinen. Daß von moderner philologisch-kritischer Methode, von historischer Auffassung der Tatsachen keine Rede sein kann, ist selbstverständlich.

Anderseits ist es aber nicht zu bestreiten, daß die traditionelle Gelehrsamkeit der Śāstris und Paṇḍits eine Tiefe erreichte, wie sie die notwendigerweise mehr in die Breite gehende westliche Wissenschaft niemals erzielen kann. Wer in die tiefsten Geheimnisse indischer Philosophie oder Sprachwissenschaft tauchen will, der muß auch heute noch zu diesen lebendigen Quellen des Śāstri-Wissens gehen. Denn ausgestorben ist die einheimische Sanskritwissenschaft noch keineswegs; mir sind in Indien eine Anzahl ihrer Vertreter begegnet, deren Leistungen mich mit Bewunderung erfüllt haben. Aber sie hat schwer um ihre Existenz zu kämpfen. Der härteste Schlag wurde ihr dadurch versetzt, daß die Regierung 1834 das Englische zur Grundlage des höheren Unterrichts machte. Der Beschluß wurde nicht ohne Widerspruch durchgesetzt. Die Partei der Orientalisten wollte die höhere Bildung auf das Studium der klassischen Sprachen des Ostens aufbauen, aber sie unterlag vor der Beredsamkeit Lord Macaulays, der damals Mitglied des Council of Education war. Lord Macaulay brauchte starke Ausdrücke. Nach einer Verherrlichung der englischen Sprache fährt er fort: „Die Frage, die uns jetzt vorliegt, ist einfach die, ob wir nun, wo es in unserer Macht liegt, diese Sprache zu lehren, vielmehr Sprachen lehren sollen, in denen es, wie allgemein zugestanden, keine Bücher über irgend einen Gegenstand gibt, die den Vergleich mit den unseren verdienen, ob, wenn wir europäische Wissenschaft lehren können, wir Systeme lehren sollen, die, wie allgemein zugestanden, wo sie sich von denen Europas unterscheiden, sich zu ihrem Nachteil von ihnen unterscheiden, und ob, wenn wir richtige Philosophie und wirkliche Geschichte fördern können, wir auf Kosten des Staats medizinische Lehren unterstützen sollen, die einem englischen Roßarzt zur Schande gereichen würden, eine Astronomie, die das Gelächter eines englischen Mädchenpensionats hervorrufen würde, eine Geschichte,

in der es von 30 Fuß hohen Königen und 30 000 Jahre langen Regierungszeiten wimmelt, und eine Geographie, die aus Syrup- und Buttermeeren gemacht ist“.

Wenn der edle Lord mit diesen Tiraden über die absolute Wertlosigkeit indischen Wissens Recht hätte, so müßten eigentlich wir Indologen still beschämt aus dem Saale schleichen.

Die Oktroyierung der westlichen Wissenschaft durch Vermittlung der englischen Sprache wird heute von Indern vielfach sehr abfällig beurteilt. Mir scheint, daß insbesondere die Verbindung mit dem englischen Prüfungssystem mit dem fest umgrenzten Pensum, den vorgeschriebenen Textbüchern und den ausschließlich schriftlichen Examensarbeiten ungünstig gewirkt hat. Es führt nur zu leicht zu verständnislosem mechanischem Auswendiglernen, und es werden in Indien manche ergötzliche Geschichten über die Resultate solcher Prüfungen erzählt. Aber schließlich darf doch auch nicht übersehen werden, daß Indien auf diese Weise mit der westlichen Wissenschaft in Fühlung gekommen ist und daß für manche Wissensgebiete die Vermittlung des Englischen gar nicht zu umgehen war. In der Sanskrit-Philologie war allerdings länger als ein Menschenalter nicht viel von europäischem Einfluß zu verspüren. Erst seit dem Beginn der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts begannen westliche Methoden und westliche Anschauungen durchzudringen. In der von Bühler und Kielhorn neubegründeten Bombay Sanskrit Series lieferten Shankar P. Pandit und Kāśināth Trimbak Telang die ersten kritischen Textausgaben, und ihnen folgte bald Ramkrishna Gopal Bhandarkar, der, gleich verehrungswürdig als Mensch wie als Gelehrter, in modernem Geiste arbeitend auf den verschiedensten Gebieten der indischen Philologie bahnbrechend gewirkt hat. Die Idee des "Research Work", der kritisch-historischen Forschung, hat seitdem immer tiefer Wurzel geschlagen. Was indische Gelehrte seitdem geleistet haben und leisten, läßt sich aus der Geschichte der Forschung gar nicht mehr fortdenken. Am 6. Juli 1917 ist in Poona eine Art Akademie eröffnet worden, die bestimmt ist, die Sanskritstudien in Indien im neuen Geiste zu pflegen und die den Namen des

großen Poonaer Sanskritisten trägt, das Bhandarkar Oriental Research Institute. Das Institut hat als eine seiner ersten Aufgaben eine kritische Ausgabe des Riesenepos des Mahābhārata unternommen. Der Plan zu einer solchen Ausgabe war schon vor etwa 30 Jahren gefaßt. Er sollte von der Internationalen Assoziation der Akademien ausgeführt werden; mit dem Kriege und dem Zusammenbruch der Assoziation war er für Europa endgültig begraben. Indien ist jetzt auf den Plan getreten. Ich habe mich bei dem Besuche des Instituts überzeugt, daß die Organisation des Unternehmens nichts zu wünschen übrig läßt. Die Kollationierung der Handschriften wird durch Paṇḍits ausgeführt, die größtenteils in Poona, zum Teil auch in Rabindranath Tagores Anstalt in Shāntiniketan tätig sind. Die technischen Einrichtungen sind derart, daß die größtmögliche Genauigkeit gewährleistet ist. Die Herstellung des Textes ist in die Hände meines ehemaligen Schülers Dr. Sukthankar gelegt. Die ersten Faszikel des Ādiparvan liegen vor. Ich bin in der Weihnachtswoche, die wir in Poona verlebten, den Text fast Zeile für Zeile mit dem Herausgeber durchgegangen und ich glaube versichern zu können, daß seine Arbeit den strengsten Forderungen, die an Methode und Kritik gestellt werden können, gerecht wird. Gelingt es, die sehr schwierige Ausgabe nach den Grundsätzen, wie sie hier befolgt sind, zu Ende zu führen, so wird dadurch der Beweis erbracht sein, daß Indien imstande ist, auch philologische Aufgaben größten Stiles zu lösen.

Der Fortschritt der indischen Philologie in den Bahnen historisch-kritischer Forschung ist in Indien unaufhaltsam. Soll deshalb der traditionelle Wissenschaftsbetrieb völlig dem Untergang geweiht sein? Auf der Oriental Conference, die 1911 in Simla stattfand, haben sich indische und englische Gelehrte gleichmäßig für seine Erhaltung ausgesprochen. Zu praktischen Ergebnissen haben jene Beschlüsse aber nicht geführt. Jetzt sind Bestrebungen im Gange, in Poona in dem alten Vishram Bag Palaste ein Sanskrit College für die Ausbildung modernisierter Śāstris zu errichten. In einem vorbereitenden fünfjährigen Studium soll sich der angehende

Śāstri zunächst die Grundlagen der Sanskrit-Grammatik, aber auch die Kenntnis des Englischen und der Geographie und Geschichte Indiens aneignen. Dann beginnt das eigentliche sechs Jahre umfassende Studium des speziellen Śāstra. Charakteristisch ist, daß außer den alten Fächern, Grammatik, Logik, vedische Theologie, Recht, Astronomie, Medizin, Poetik, Vedānta-Philosophie in ihren vier Spielarten, Advaita, Dvaita, Viśiṣṭādvaita, Śuddhādvaita, jetzt auch noch Pali und Buddhismus und Ardhmāgadhī und Jainismus zur Wahl zugelassen werden sollen. Das Studium des Sonderfaches soll außerdem durch zwei oder drei Nebenfächer ergänzt werden und für die beiden letzten Jahre ist auch noch das Studium der Geschichte der indischen Literatur und Religion, der Geschichte der einzelnen Fachwissenschaft sowie der Elemente der vergleichenden Sprachwissenschaft in Aussicht genommen. Am Schlusse jedes zweiten Jahres sollen Prüfungen stattfinden; durch sie können nacheinander die Titel eines Upādhyāya, Śāstrī und Ācārya erworben werden. Der Plan ist recht schön, aber ich kann die Befürchtung nicht unterdrücken, daß das Ziel, das hier erstrebt wird, die Verschmelzung der alten traditionellen Wissenschaft mit der historisch-kritischen Richtung nur von wenigen ungewöhnlich Begabten erreicht werden wird.

Die Frage des Ausgleichs zwischen der alten und der neuen Art des Sanskritstudiums in Indien ist nicht die einzige, die der Lösung harret. Es mehren sich die Stimmen, die an die Stelle des Sanskrit die modernen indischen Sprachen und ihre Literaturen setzen wollen. Im Süden insbesondere treten als Rivalen des Sanskrit die dravidischen Sprachen auf, die zum Teil eine alte Literatur besitzen, und, darauf pochend, den Anspruch erheben als klassische Sprachen betrachtet zu werden. An den südindischen Hochschulen ist denn auch überall den dravidischen Sprachen, vor allem dem Tamil, ein gleichberechtigter Platz im Unterrichtsplane zugewiesen, und vielfach scheint ein friedlicher Wettstreit eingesetzt zu haben. In der vorzüglich geleiteten Universität von Chidambaram rief es jedenfalls unwidersprochenen Beifall hervor, als ich die Studenten beglückwünschte, daß die Sarasvatī sich ihnen in

zwei Sprachen offenbart hätte. Man wird vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Berücksichtigung der indischen Volkssprachen aufs lebhafteste begrüßen. Hier liegt der Forschung ein ungeheures Feld offen, das schließlich doch nur im Lande selbst und von einheimischen Gelehrten mit Erfolg bebaut werden kann. Insbesondere für die Geschichte der Sprachen, auf der wiederum die Erkenntnis der ältesten Geschichte des Landes beruht, ist hier noch fast alles zu tun. Der monumentale, von Sir George Grierson unternommene und jetzt zu glücklichem Abschluß gebrachte Linguistic Survey of India läßt ahnen, welche Schätze des Wissens hier der Hebung harren. Die Inder haben einst in der Sprachwissenschaft Großes geleistet. Ihre Beobachtungen der Sprachlaute haben schon in vorhistorischer Zeit zu einer Phonetik geführt, die unsere höchste Achtung verdient. In der Grammatik haben sie alles, was das griechische Altertum geleistet, weit überflügelt; Pāṇinis Grammatik ist nicht nur in ihrem technischen Bau, sondern auch in der Feinheit der Beobachtung und ihrer Vollständigkeit ein Wunderwerk. An der indischen Grammatik ist in Europa die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft erwachsen, deren Methoden heute für alle Sprachforschung maßgebend sind. Comparative Philology ist auch in Indien ein Unterrichtsfach, wenigstens an den großen Universitäten. Es ist aber von vornherein klar, daß sich unter diesem Namen etwas ganz anderes verbirgt als was wir darunter verstehen. Der Lehrer, auch wenn er selbst weitere Kenntnisse besitzt, kann nicht vergleichende Sprachwissenschaft Schülern lehren, die außer dem Sanskrit, ihrer Volkssprache und dem Englischen höchstens noch ein wenig von einer iranischen Sprache verstehen. Es kann sich also um nicht viel mehr als um eine sehr elementare Einleitung in die Prinzipien der Sprachwissenschaft handeln, und der Inder, der die modernen indischen Sprachen in ihrer historischen Entwicklung erforschen will, wird sich die dazu nötigen Vorkenntnisse zunächst im Westen erwerben müssen. Jüngere indische Gelehrte haben gezeigt, daß sie dazu bereit sind, und ein Werk wie das von Suniti Kumar Chatterji über den Ursprung und

die Entwicklung des Bengali erweckt die besten Hoffnungen für die Zukunft.

Zur Zeit wenden die jüngeren indischen Gelehrten allerdings ihre Aufmerksamkeit mehr geschichtlichen als sprachlichen Studien zu. Von dem alten Indien wird behauptet, daß es keinen Sinn für Geschichte und darum keine Geschichtsschreibung gehabt habe. Das ist entschieden übertrieben. Ansätze zu geschichtlicher Darstellung sind vorhanden und sie entspringen denselben Motiven wie im Westen. Wenn Khāra-vela von Kalinga einen genauen Bericht über seine Regierungshandlungen, nach Jahren geordnet, in den Felsen der Hāthigumphā-Höhle einhauen läßt, so tut er es, um bei der Nachwelt die Erinnerung seiner Taten wach zu erhalten. Auch der Vater der griechischen Geschichte bemerkt in der Vorrede, daß er sein Werk verfaßt habe, auf daß die Taten der Menschen nicht im Laufe der Zeit verblassen möchten und die großen und wunderbaren Leistungen sowohl der Hellenen als auch der Barbaren nicht ihren Ruhm verlören. Wenn Herodot allerdings fortfährt, daß es sein Wunsch sei, auch die Ursachen des Kampfes zwischen Hellenen und Barbaren darzustellen, so erhebt er sich damit zu weltgeschichtlicher Betrachtung, zu der sich die Inder nicht durchgerungen haben. Auch die Fähigkeit, die Grenzen zwischen Sage und Geschichte zu erkennen, hat dem indischen Auge gefehlt. Das Geschichtswerk ist Epos und das Epos gilt als Geschichtswerk; noch heute suchen scharfsinnige Köpfe das Datum des Anfangs des großen Krieges, den das Mahābhārata schildert, bis auf den Tag zu berechnen. Der Geschichtsschreiber ist daher in Indien der Dichter. Auch Kalhaṇa, der Verfasser der Rājatarāṅgiṇī, der Chronik der Kaśmirischen Könige, fast des einzigen indischen Geschichtswerkes, das diesen Namen verdient, — auch er fühlt sich als Dichter; „wer anders als der Dichter“, sagt er in der Einleitung, „ist imstande die Vergangenheit den Menschen vor Augen zu stellen?“ Der indische Dichter aber ist durch die starren Fesseln der Konvention gebunden; er gestaltet den Herrscher, von dem er erzählt, nach dem Typus des epischen Helden und richtet sich in seinen Schilderungen nach

den für die Kunstdichtung geltenden Vorschriften. Und man darf auch nicht vergessen, daß der Dichter in seiner Existenz von dem König abhängt, und so ist er gezwungen, wenn er zeitgenössische Geschichte behandelt, stets seinen Patron zu verherrlichen. Diese Gebundenheit an die Person des Herrschers ist auch der Grund gewesen, daß von dieser Literaturgattung, die sicherlich sehr beliebt und verbreitet war, so wenig auf uns gekommen ist. Mit dem Tode des Herrschers oder gar dem Erlöschen seiner Dynastie schwand auch das Interesse an dem ihn verherrlichenden Werke; es wurde nicht mehr abgeschrieben und ging zugrunde. Nur der Zufall oder besondere literarische Vorzüge haben uns ein paar Proben dieser Literatur erhalten. So können wir die politische Geschichte Altindiens, die das Rückgrat auch für die Geschichte der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst bildet, nicht aus literarischen Quellen gewinnen. In Indien müssen wir die Geschichte im wesentlichen aus den Inschriften rekonstruieren, die auf Steinen und Kupferplatten zu Tausenden über das Land zerstreut sind. Englische Zivil- und Militärbeamte, denen sich auch einheimische Gelehrte wie Bhau Daji und Bhagvanlal Indrajai anschlossen, haben die Pionierarbeit verrichtet. Zu einem besondern Wissenschaftszweige ist aber die Epigraphik doch erst durch Männer wie Kielhorn, Bühler, Fleet und Hultzsch ausgestaltet worden. Durch ihre Arbeit hat die indische Epigraphik einen Grad der Vollkommenheit erlangt, daß ihre Leistungen getrost denen der klassischen Altertumswissenschaft an die Seite gestellt werden können, obwohl die Schwierigkeiten der Sprache und der Schrift größer sind als in griechischen und lateinischen Inschriften. Heute liegt die Arbeit an den Inschriften größtenteils in den Händen einheimischer Gelehrter, und es muß anerkannt werden, daß die Veröffentlichungen der *Epigraphia Indica* das Niveau gewahrt haben, zu dem die westlichen Gelehrten sie erhoben hatten, und daß die offizielle Organisation der indischen Epigraphik, die auf dem Farnhügel bei Ootacamund ein ideal schönes Heim gefunden hat, ausgezeichnete Arbeit leistet.

Aufs engste verbunden mit der Epigraphik, besonders für

die älteren Perioden, ist die Archäologie. Während der ersten hundert Jahre der Britischen Herrschaft in Indien hat die Regierung so gut wie nichts für das Studium und die Erhaltung der alten Monumente getan. Erst 1860 wurde der Archaeological Survey of Northern India begründet, dem später lokale Organisationen in Bombay und Madras angegliedert wurden. 1871 trat der General Sir Alexander Cunningham an die Spitze des Survey, dem damals nur die antiquarische Forschung und die Beschreibung der Monumente zufiel, während die Konservierung den Lokalbehörden überlassen blieb, die oft einer solchen Aufgabe nicht gewachsen waren. Erst 1880 wurde Major Cole der Posten eines Konservators übertragen, der aber nur drei Jahre bestand. Der enthusiastischen Hingabe Cunninghams ist die Indologie für manche Bereicherung des Wissens zu Danke verpflichtet, aber weder er noch seine Helfer waren fachmännisch gebildete Archäologen; die Mittel waren beschränkt und schließlich erlosch das Interesse der Regierung für diese Forschungen gänzlich. 1889 wurde die Stelle des Generaldirektors abgeschafft und die indische Archäologie fristete ein kümmerliches Dasein. Der Umschwung trat erst ein Jahrzehnt später ein, als Lord Curzon Vizekönig von Indien wurde und mit gewohnter Energie und weit-schauendem Blick den Archaeological Survey reorganisierte. An seine Spitze trat jetzt Sir John Marshall, der durch das Studium der klassischen Archäologie für seine Aufgabe vorgebildet war, und was der Archaeological Survey unter seiner Leitung während der letzten 25 Jahre geschaffen hat, gehört zu dem Größten und Eindruckvollsten, was das heutige Indien dem Besucher zu bieten vermag. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auch nur eine knappe Übersicht des Geleisteten geben. Die Arbeit zerfällt in Ausgrabungen und Wiederherstellung und Konservierung der über dem Boden erhaltenen Monumente. Man hat getadelt, daß für die letztere Aufgabe ein zu großer Teil der Mittel verwendet würde, und daß es besser wäre, dem Boden neue Schätze abzugewinnen. Ich glaube nicht, daß dieser Vorwurf berechtigt ist. Wer den schwarzen Tempel von Kanarak, vielleicht den vollkommensten

aller Hindubauten, die prachtvollen Tempel von Bhubaneswar oder Conjeeveram, die Stūpas von Sanchi und Sarnath, die Höhlentempel im westlichen Indien und Orissa aus Trümmern wieder in ihrer alten Form erstanden erblickt, der wird doch zugestehen müssen, daß Mühe und Geld hier nicht vertan sind. Dieselbe Sorgfalt ist den Bauten der muhammedanischen Periode zuteil geworden. In den Forts von Delhi, Agra und Lahore sind oder werden die entstellenden Nützlichkeitsbauten des letzten Jahrhunderts beseitigt und das Gesamtbild gibt wieder eine Ahnung von der Pracht der alten Kaiserpaläste. Die Marmorpavillons Shah Jahans an den Ufern des Anasagar in Ajmer sind aus dem Schutte wieder aufgebaut; die Moscheen und Grabmäler der Adil Shahs zu Bijapur, die Mausoleen Humayuns, Akbars und Jahangirs sind vor dem immer bedrohlicheren Verfall gerettet; Kleinode wie das Grab des Itimad-ud-Daula oder der Chīni-ka-Rauza des Afzal Khan erstrahlen in altem Glanze.

Und die Ausgrabungen sind daneben wahrlich nicht zu kurz gekommen. Das alte Śrāvastī, die ungeheure Fläche des alten Taxila ist aufgedeckt. Die Grabungen zu Sarnath und Bitha und an zahlreichen andern Stellen haben die wertvollsten Aufschlüsse für die Geschichte geliefert. Die Freilegung des berühmten Klosters zu Nālandā ist eine Leistung, die mich insbesondere vom wissenschaftlich-technischen Standpunkte mit Bewunderung erfüllt hat. In jüngster Zeit haben dann die Grabungen von Mohenjo-Daro und Harappa ungeahntes Licht über die indische Vorzeit bis zu 3000 v. Chr. hinauf verbreitet und überraschende Aufschlüsse über Kulturzusammenhänge mit dem Euphratlande gebracht. Solche glänzenden Erfolge haben die einheimischen selbständigen Staaten vielfach zur Nachahmung gereizt; auch sie haben zum Teil archäologische Organisationen geschaffen und von der vortrefflichen Arbeit des Survey von Hyderabad kann man sich in Ellora und Ajanta überzeugen. Durch die archäologische Erforschung des Bodens ist eine Fülle von Funden in den Museen von Calcutta, Bombay, Madras, Lahore, Peshawar, Lucknow und anderen zusammengekommen. Die Unterbringung läßt aller-

dings häufig zu wünschen übrig, da es an Platz mangelt und die aus älterer Zeit stammenden Gebäude oft wenig zweckentsprechend sind. In neuerer Zeit hat man denn auch meist an den Ausgrabungsstätten selbst lokale Museen errichtet, so in Muttra, Sanchi, Sarnath und Taxila. Das imposanteste von allen ist das vor einigen Monaten in Taxila eröffnete Museum mit seinen unvergleichlichen Schätzen. Den herrlichen Gold- und Silberfunden, deren Wert sich in der Phantasie des Volkes sicherlich ins Märchenhafte steigern wird, möchte man allerdings einen etwas sichereren Aufbewahrungsort wünschen als jenes Gebäude in dem von Dacoits heimgesuchten Grenzlande. Die Museen in den indischen Städten werden auch vom Volke eifrig besucht. In dem Museum von Lahore, dem Ajib-ghar, dem Wunderhause, des kleinen Kim, drängte sich zu allen Zeiten eine bunte lärmende Menge. Truppweise zogen die Familien, Männer, Frauen und Kinder, durch die stauberfüllten Säle. Mir kam es freilich vor, als ob die herrlichen Gandharskulpturen die bilderfeindlichen Muhammedaner und Sikhs mehr zu spottgemischter Verwunderung als zu ehrlicher Bewunderung reizten.

In den Kreisen der Gebildeten hat die Erforschung des alten Indien den stärksten Widerhall gefunden. Das Interesse an der Geschichte des Landes ist erwacht und es ist keineswegs auf die Fachgelehrten beschränkt. In meinen Vorlesungen über historische Themata bestand ein großer Teil der Zuhörer aus Juristen und höhern Verwaltungsbeamten, und sie brachten auch schwierigeren Ausführungen Verständnis und Aufmerksamkeit entgegen. Überall bilden sich Gesellschaften und Vereine, die der Erforschung der Provinzialgeschichte gewidmet sind. Die Bangiya Sāhitya Pariṣad in Calcutta, die uns in ihre schönen, mit den Bildern bengalischer Gelehrter geschmückten Räume einlud, dient der Erforschung der bengalischen Geschichte und Literatur im weitesten Umfange. Sie besitzt ein treffliches Museum und eine reiche Handschriften- und Büchersammlung, und ihre umfangreichen Veröffentlichungen legen von dem regen geistigen Leben, das in ihr herrscht, Zeugnis ab. In Patna ist die Bihar and Orissa Research

Society gegründet. Ihr Mittelpunkt ist Herr Jayaswal, ein Mitglied des obersten Gerichtshofes. Es ist charakteristisch für den heute in Indien herrschenden Geist, daß dieser vielbeschäftigte Mann jede freie Minute auf historische Studien verwendet. Unermüdlich, bis tief in die Nacht, hat er mir seine neuen Lesungen der Häthigumphā-Inschrift an den Gipsabgüssen erläutert, mit denen er den Salon unserer englischen Gastgeber belegt hatte. Die Greater India Society in Calcutta hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Geschichte der Beziehungen Altindiens zum Auslande und der altindischen Kolonisation zu fördern. Eine ganze Reihe von neuen Zeitschriften sind entstanden, unter denen The Indian Historical Quarterly hervorragt.

Unzweifelhaft steht dieses lebhafte Interesse für die Geschichte des alten Indiens in Wechselwirkung mit dem Erstarren des Nationalgefühls. Die Liebe zur Heimat, zum Vaterlande, führt zur Beschäftigung mit der Vergangenheit und empfängt aus dieser wiederum neue Kräfte. Man kann aus indischem Munde oft wehmütige, oft bittere Klagen hören, wie der Glanz, der die große Mutter India einst umstrahlte, heute so ganz verblichen sei.

Es ist unmöglich in dem Rahmen eines Vortrages ein ausgeführtes Bild von dem heutigen Zustande der philologisch-historischen Studien in Indien zu geben. Ich habe versucht einige charakteristische Züge und den Unterschied zwischen einst und heute hervorzuheben. Noch ist Indien in einem Übergangsstadium begriffen. Zweifellos kann und muß es noch manches von westlicher Wissenschaft lernen. Aber ebenso zweifellos ist es, daß auch wir unendlichen Vorteil von dem Eindringen in die einheimische Wissenschaft haben könnten. Ein Institut auf indischen Böden würde am besten diesem Austausch dienen. Deutschland kann bei seiner jetzigen Lage natürlich nicht an die Begründung eines solchen denken. Aber das sollte doch möglich sein, daß wir unsere Indologen, vor allem die jüngeren, auf ein paar Jahre hinaussenden, nicht nur, um eine lebendige Anschauung von Land und Leuten und ihrer Kultur zu gewinnen, — obwohl auch das von der größten Bedeutung ist — sondern auch um eine Zeitlang bei

den einheimischen Sāstris in die Schule zu gehen. Diese Vertiefung in indisches Denken wird reichen Lohn tragen. Indien hat sich seine Eigenart bis heute bewahrt, und das ist gut. Wie in der Gesellschaft des einzelnen Volkes, so ist auch im Chorus der Nationen die Bewahrung der Individualität wünschenswert, ja notwendig, soll nicht das Ganze tödlicher Verplattung anheimfallen. Das schließt keineswegs aus, daß einer vom anderen lerne. In gewissem Sinne mag der englische Dichter Recht haben, wenn er sagt: Oh, East is East and West is West, and never the twain shall meet. Aber mehr und mehr bewahrheiten wird sich auch das Wort des großen deutschen Dichters, der in seinem Alter in den Osten flüchtete, um neue Schaffenskräfte zu sammeln, das Wort, das Goethe seinem westöstlichen Divan zum Geleite gab:

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.
